

Jochem Steiner [Fortsetzung]

Autor(en): **Roelli, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [10]

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ernst Emil Schlatter, Zürich. Plakat für die Birsigtalbahn.
Druck: Graph. Anstalt J. G. Wolfensberger, Zürich.

die Entenmutter entgegen. Ihre Neuglein schillerten wie Regentropfen, darin sich die Sonne badet, und ihr Schnabel war aufgesperrt und breit, und wenn sie ihn einen Augenblick zuklappte, gab es ein seltsam Geräusch, als fielen zwei Hölzlein aufeinander. Das lächerte die Knaben, und sie zogen den Goldprinz aus der Hofentasche und steckten ihn in den Entenschnabel. Schnatternd verdankte die Ente den leckeren Bissen, und das Käferlein mit der Krone, so hellglänzend wie das Gold der Aehren, endete im Entenmagen...

Jochem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

31. Nachdruck verboten.

Rheinhausen ist eine kleine alte Stadt. Sie hat noch Schutztürme und Mauern und mächtige Tore. Es sind da auch krummwinkelige holperige Gassen und bemalte und spruchverzierte Häuser mit überhängenden Giebeln. In den unteren Gassen merkt man den Geruch des Flußwassers. In der Mitte des Marktplatzes steht der Stadtbrunnen. Aus dem leicht ausgehöhlten Brunnenkopf leuchten feuerrote Geranien. An seinen Seiten wachsen grüne Schlingen heraus, die ihre dünnen Zweiglein bis ins Wasser hinabstrecken. Vier Gassen finden sich am Marktplatz zusammen. Vier Röhren, aus denen das kühle Wasser sprudelt, stecken im Brunnenstamm. Jedes Sträßlein will seinen eigenen Brunnenanteil haben. Darüber erzählte mir der Viehhändler Spalinger, dem ich die Zwergfuh zu kaufen gab: Vor langen Jahren hätten mal die Rheinhauser Frauen miteinander bösen Streit gehabt wegen des Brunnenwassers. Weiber aus vier Gassen seien um den Brunnen herumgestanden und hätten sich um das Wasser gestritten, das damals noch aus zwei Röhren sprang. Da habe der Bürgermeister, der nebenan wohnte und für das Wohl der Stadt zu schlafen, zu trinken und auch zu arbeiten hatte, den ungehörigen Spektakel nicht mehr mit anhören können. Auf den Rat eines Schmiedemeisters habe er vier Röhren in den Brunnenstamm stecken lassen. Da sei es jetzt ganz anders geworden. Es sei eine Freude gewesen, den Frauen beim Wassers schöpfen zuzuschauen. Und der Bürgermeister habe sich am Anblick der lieben Rheinhauserinnen so ergötzt, daß er beinahe das Schlafen und Trinken und auch das Arbeiten zum Wohle der Stadt vergaß hätte. Seine Ehefrau

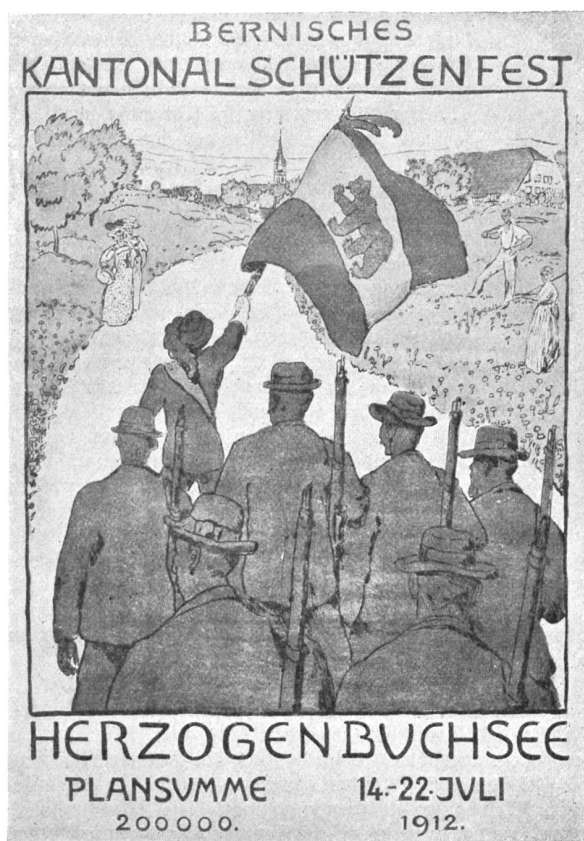
Elisabeth habe ihm daraufhin eine Kammer hintenaus eingeräumt. Es möchte seinen Augen schaden, vornaus zu schauen. Das Steinpflaster sei so blendig weiß um die Mittagszeit herum... Der Bürgermeister sei halt mehr im Ratssaal als zu Hause Meister gewesen. Das sei damals schon so gewesen. Es liege ja im Wesen vieler Frauen, zu herrschen, weil es oft köstlich sei, den lieblich stärkeren Mann unter'm Pantoffel zu haben...

Rheinhausen gefällt mir. Ich beschließe, ein paar Tage hier zu bleiben. Um die Mittagszeit stehe ich am Marktbrunnen. Nicht, um auf wasserholende Frauen zu warten. Diese Zeit ist längst vorüber. Nein, ich warte auf die Sonne. Wenn das Himmelstück über den Markthäusern blau oder auch nur fast wolkenlos ist, klettert das Licht an den verschnörkelten Giebelbalken und Fensterdächern herunter, grüßt die roten Blumen und blickt auf den Brunnenboden nieder. Das Wasser fängt an zu schimmern, wie wenn Aberhunderte von Silberstücken darin herumpurzeln würden. Und doch sind es eigentlich nur die glänzenden Lichtaugen, die sich im Wasser spiegeln. Ich möchte tagelang da zuschauen. Aber das Licht lacht mich aus, steigt behend an Erker und Giebeln empor, springt über die Dächer und möchte mir zurufen: Fang' mich!

Ich wandere durch das Rheintor aufs offene Land hinaus. Rheinhausen ist mir lieb geworden. Ein alter, stets ehrlicher Geruch, ein ungestörtes Wohlleben und ein wackerer Menschenschlag sind an dem Städtchen hängen geblieben. In verschwiegenen Rheinhauser Kneipen mag man diese Menschen noch finden. Da hocken sie bei einem Sumpfen zusammen und reden über Tagesereignisse, bedächtig und langsam — treffend und



Ernst Emil Schlatter, Zürich. Plakat für das Bauschänzli-Restaurant in Zürich. Druck: Graph. Anstalt J. G. Wolfensberger, Zürich.



Enno Amiet, Schwand. Schützenfest-Plakat (1912).
Druck: Artist. Anstalt Kümmerly & Frey, Bern.

wohlüberlegt. Oft könnte ich ein ganz feines Lächeln aus den bärtigen verstürmten Gesichtern herauslesen, das etwa sagen möchte, daß man umso lieber am Alteingefessenen und Grundfischeren klebe, jemehr man einer unschönen und drängenden Zeit entgegengehe. An bärtigen verstürmten Gesichtern wagt sich manch einer ein feines Lächeln überhaupt nicht vorzustellen. Warum nicht? Es gibt alte verwetete Kerle, die lachen können wie schöne blasse Kinder. So wird es bei alt und jung immer sein, solange das Lachen nicht erlernt oder überdacht ist, sondern geradewegs aus dem Herzen kommt. Auch eckige, äußerlich rohe Menschen können goldene Herzen haben. Ja, bei denen kann das Herzfühlen so stark und reich sein, daß man darob erstaunt. An schön sagenden Worten mangelt es diesen Menschen freilich; sie können schweigsam, mürrisch, auch grob sein. Das kommt oft daher, weil man Worte aus ihnen zwingen möchte, die sie einem nicht geben können. Schau zu, es ist schwer, mit Menschen umzugehen! Der Viehhändler Spalinger gehört zu dieser Art von derben ungehobelten Menschen. Ich hätte ihm gerne noch eine zweite Kuh verkaufen mögen, um seine gesunden tapferen Ansichten weiter zu hören.

Ich bin über meinem Sinnen ordentlich weit ins Land hinein geraten. Das Gras steht hoch und wird zum Schneiden bald reif sein. Acker und Rebhalben sind gut gepflegt. Man sieht dem Land an, daß umsichtige und schaffige Leute es bebauen. Der Ertrag an Obst wird heuer in dieser Gegend nicht reich sein. Die Bäume stehen ziemlich leer. Nachtfrost taten ihnen weh. So geht es. Ein Jahr fehlt es an dem, ein anderes an jenem.

Durch die Obstbäume blitzen Stücke einer goldenen Sonne.

Es ist Abend. Ich kehre um. Türme und Tore von Rheinhausen heben sich nur schwer in die dämmerige Luft hinaus. Sie sind unförmlich geworden, als würden an ihnen ganze Klumpen

dicker schwarzer Schatten hängen. Aus den Fenstern, die der Sonne zugekehrt sind, lodert ein goldenes Feuer. Da und dort fällt ein warmer letzter Sonnenstrahl tiefschräg in eine Gasse hinein. Dann streicht die Dämmerung an den Häusern empor. Die Gassen sind wunderbarlich leer und kühl — nicht menschenleer, aber so lichtleer und wunschlos. Ich kann es nicht treffend genug sagen. Diese Leere fühlt man eigentlich nur und sucht keine Worte dafür. Im untern Stadtteil merkt man den feuchten Geruch des Wassers deutlicher als am Tage. Auch streift ein kühler Wasserwind an den Häusermauern entlang. Eine träumerische Müde sinkt auf Türme, Häuser und Gassen nieder. Ich fange an zu träumen. Die einbrechende Nacht hilft mir dazu. Ich finde mich mühslos in eine längst verschwundene Zeit hinein. Ich denke mir, ich sei Leibeigener der Stadt Rheinhausen und sei heute in die Stadt gewandert, um den Herren die Gülfen zu zahlen. Ich komme am Marktplatz vorbei. Gaßauf, gaßab hängen an eisernen Ketten mächtige Lampen. Ihr blendendes Licht verwirrt mich. Ich begegne wunderlichen Menschen: Frauen mit duftenden Gesichtern und seltsamen Hüten und seidnen Mänteln, Männern mit schwarzen steifen Hüten und häßlich geformten Fräcken und behandschuhten Händen. Ich packe einen Buben, der an mir vorüberspringen will, am Ärmel und frage ihn, wo denn die gepußten Leute da hinwollen.

„Se, ins Sinfoniekonzert in die Viederhalle!“

„So ... so ...“

Noch halte ich an meinen altväterischen Träumereien fest. Erst als ich ein Auto mit großem Lärm und mächtigen Scheinwerfern durchs Stadttor fahren sehe — erst als mir im Schaufenster eines Bücherhändlers ein Bild von Reinhold Zwiibel, Rheinhausens zukünftigem Flieger, entgegenprahlt, gebe ich mein stilles Sinnen an alte behagliche Zeiten auf. Ich lache erst; aber dann ärgere ich mich, und ich beschließe, Rheinhausen zu verlassen.

32.

Maria klagt mir, der Vater habe schlecht zum Vieh geschaut, die meiste Zeit habe er im Wirtshaus gehockt. Sie sei recht froh, daß ich wieder da wäre. Ich sei lang fort gewesen. Ein leichter Vorwurf spricht in diesen Worten mit. Maria hat recht. Der Bauer gehört Tag für Tag zu seinem Land, für das er zu sorgen hat. Daß mir der alte Bendener die Tiere so schlecht gehalten hat, vergesse ich ihm nie. Das ist keine Art. Das jüngste Kälblein hat er leichtsinnig draufgehen lassen. Wenn der nur einmal sein leidiges Saufen lassen könnte! All sein Geld verkaufen tut der Alte. Ich fluche über Marias Vater. Oft packt's mich, auch Maria schlechte Worte zu geben. Doch was kann sie dafür, daß ihr Vater ein Säuser ist? Es ist nicht das. Ich möchte Maria hassen. Ich möchte Grund dazu haben, um ihr zu sagen: Ich gehe. Ich bleibe nicht länger. Ich will noch viel erreichen. Da kann ich's nicht. Ich möchte nicht nur für dich leben, auch für andere Menschen. Andere Menschen warten auf mich. Sie wollen, daß ich ihnen Worte gebe, wie ich sie geben kann. Ich gehe zu Menschen, die solche Worte begehren und mir danken dafür. Aber da sehe ich Marias müde und leere Augen, die wohl sagen könnten: Lebst du denn für mich? Nein, ich kann Maria nicht hassen. Nein. Aber es wäre gut, meinen eigenen Menschen hassen zu können. Schlecht genug wäre ich dazu. Ich rede verbittert. Dann suche ich wieder mit leichten Worten mein Benehmen mir zu erklären: Das sind Launen!

Maria kennt meinen Unfrieden.

„Tüchtig schaffen mußt! Du hängst Dingen nach, die nichts nützen!“

„Ja, magst recht haben!“ Aber dann sage ich in plötzlichem Wut und jähem Trotz: „Ich schreibe doch und frage dich nicht darum!“

Maria schweigt und schaut mich hart an. Dann sagt sie: „Es nimmt mich wunder, warum du so redest. Du brauchst nicht zu murren. Es geht dir gut genug da. Wenn ich mich mühe und schaffe und ...“

„Soä, bist fertig?“ Ich lache heraus und gehe ...

Bald ist Heuet. Ich gehe nach Berg hinüber, um mir ein paar Leute für die strenge Zeit zu dingen. Die Straße führt am See entlang. Der See ist blaugrau. Nur durch seine Mitte rinnt ein blutigroter Streifen. Die Sonne berührt ferne Hügelrücken. Aus dem weißen Staub der Straße schimmert ein leiser rötlicher Glanz. An den Straßenseiten stehen hohe runde Stangen. Dünne Drähte laufen an ihren Spitzen entlang. Das Sonnenleuchten gleitet an den dünnen Drähten mit und hält mit mir Schritt. Ich habe Maria unrecht getan. Ich sehe es ein. Es tut mir leid. Was nützt es? Ich führe in Gedanken wohl ein gutes erkennendes Leben. Damit begnüge ich mich. Ich mag ein gutes Leben nicht zur Tat werden lassen. Ich übertreibe. Ich sorge doch für Maria und schaffe für sie. Es wäre nur gut, wenn dieses Schaffen nicht nur Maria, auch mich befriedigen könnte. Da muß ich nun meinen Frieden suchen und finden. Ich will Bauer bleiben. Mancher fühlt sich berufen, Künstler zu sein. Dann ist seine Persönlichkeit entweder stark oder eitel. Verzichte lieber, wenn nicht ein ganzes Volk frühzeitig in dir einen Verufenen ahnt! Mit solchen Worten tröste ich mich ... quäle ich mich. Doch warum?

Ueber das abendliche Land fließt Gold und Blut und Schönheit. Ich mache Häufte. Ich schaue auf meine nackten Arme nieder. Sie leuchten und sind in der Farbe wie Bronze. Ich glaube, mein Gesicht leuchtet auch. Ich möchte schreien ... jauchzen ... singen ... doch ich sage nur leise und unbestimmt vor mich hin: „Schön ... schön ... so schön ...“ Ich drücke die Zähne aufeinander. Halb schließe ich die Augen. So sehe und empfinde ich reicher.

Eine Viertelstunde vor Berg verliert sich die Straße in einem Buchenwalde. Rotgoldene Flecken und Striche glühen an den Waldlehnen. Ein wunderbar glänzendes Geriesel streift die Blätter und Stämme. Goldene Röhle taut nieder. Ich staune. Ich halte den Atem an. Soviel Schönheit begreife ich nicht ...

Spät in der Nacht erst komme ich heim. Ich sage zu Maria, daß es heutzutage schwer sei, gute Tagelöhner um mäßigen Preis zu dingen. Diese Worte klingen wie eine Entschuldigung.

33.

Frühmorgens. Die Luft ist noch kühl, und die Wiesen sind noch feucht und schwer. Land und Bäume und Wolken sind noch matt und unbestimmt in ihren Farben. Ich schneide mit der Sense das hohe Gras. Ich beuge die Brust vornüber und drehe den Körper taktmäßig seitwärts. An meinen Armen schwellen die Geäderstränge an, als möchten sie zerreißen. Die Salme knistern und sinken in Büscheln zu Boden. Es ist doch schön, ein Mäher zu sein. Es ist eine Lust, in das fette Gras hineinzuhauen und zu knicken und zu töten — die schönsten Blumen selbst! Es gibt mir so das Gefühl von herrlicher, mitleidsloser Kraft. Soll ich Erbarmen mit den Blumen haben? Warum nicht gar! Die Tiere fressen gedörrte Blumen so gerne wie nacktes Gras. Aber dann denke ich doch wieder, daß die Blumen Freude am Leben haben könnten, und dann tut es mir fast weh, die Blumen sterben zu sehen. Aber ich lache. Und ich weße die Sense, daß sie haarscharf schneiden muß, und mähe weiter. So geht's.

Der Bendener schafft im Gaden. Ich mähe mit den zwei Tagelöhnern allein. Maria besorgt den Haushalt und hält das Essen bereit. Allmählich wird es heller. Die Wiesen glänzen. Hinter den äußersten Waldtrichen steigt die Sonne auf. Ein lauer Wind streicht über den See. Von Fluris Hof herüber bellen Hunde.

Den Wiesenweg geht Maria. Sie hält in der Hand einen Strauß feuriger Rosen. Das Licht blickt auf Marias Scheitel, auf ihr Gesicht und auf die Rosen nieder. Maria ist blaß. Sie hält die Blumen krampfhaft und doch müde in der Hand.

„Maria, was hast du?“

Sie will lächeln; aber das Lächeln verzerrt das Gesicht und macht es heiß und rot.

„Ich bin müde ... Ich habe heiß ... O, es geht schon vorüber ...“

„Vielleicht ist es besser, wenn du ausruhst?“

„Nein, nein!“

Und sie schüttelt heftig den Kopf. Mir ist, als ob sie schon selber daran dachte, jetzt sich aber noch trotziger dagegen wehrt, weil ich es offen sagte.

„Nein, es muß gehen! Ich darf doch nicht krank werden!“

Sie sagt es fast heiter ...

Feierabend. Ich habe den Tag über nicht recht schaffen mögen. Ich habe an Marias blaßes Gesicht und an die fieberische Glut, die darin aufzuckte, denken müssen. Ich habe heimlich Angst ...

Maria hat sich zu Bett gelegt. Sie fiebert. Ich suche sie zu beruhigen. Ich nehme weiße Leinenstücke am Brunnenquell und drücke sie der Kranken auf die heiße Stirn.

„Das kühl, Marie, das tut gut ... Marie, ich hab' dich so lieb ... Marie!“

Ich sage es leise und immer wieder.

„Ich habe dich lieb, Marie!“

Und ich streichle ihr Gesicht. Ich tat das noch nie so sorgsam. Ich glaube auch, ich war noch nie so gut zu Maria. Ob sie es fühlt? Nein ... nein. Sie stöhnt leise und greift mit den Armen um sich. Sie tut es, ohne die Augen dabei zu öffnen ...

Der Arzt war da. Es möge eine Lungenentzündung sein — und er schüttelte den Kopf — Maria habe kein gesundes Herz, man müsse Sorg haben ...

Im Garten unten blühen Rosen. Der Mondschein streichelt sie. Sie leuchten. Ein Rauschen geht durch die Nacht. Vielleicht streicht der Nachtwind über den See. Bei Fluris Heimet kommt jemand vorüber und singt. Ich sehe den schwarzen Schatten. Ich blicke auf die dunkeln Rosen. Dann stehe ich auf und



Eduard Renggli, Luzern. Plakat für das Eidg. Turnfest in Basel (1912).
Druck: Graph. Anstalt W. Wassermann, Basel.

lehne mich an Marias Bett. Maria hat Rosen gerne. Maria ist die Königin der Rosen. Maria darf nicht von mir gehen. Ich zittere. Aber da werde ich plötzlich ruhig. Auf dem Kammertisch liegt ein Heft, in das Maria Ausgaben und Rechnungen schrieb. Ich reiße ein leeres Blatt heraus und fange an zu schreiben. Ich schreibe für Maria. Ich will ihr damit Freude machen. Sie wird über meine Verse nicht lachen und wird mich verstehen. Es ist ein kleines Lied.

Blutdunkle Rosen duften so schwer,
Mondschein streicht über die Gassen.
Es ist so kühl und wunderbarlich leer,
Die tiefsten Schatten erblaffen.

Es klingt ein Lied durch die Gassen entlang,
Die Rosen zittern und lauschen ...
Von fernher schlägt in den werbenden Sang
Taktgleich der Seewellen Rauschen.

Ich gehe durch Gärten auf heimlichen Wegen,
Es beugen die Rosen sich nieder zu mir,
Als wollten zu meinen Füßen sie legen
Den duftenden Schmuck und die blutende Zier.

Das Lied verweht in den silbernen Weiten,
Die Rosen entschlummern im kühlenden Licht ...
Ich warte. Ich will meine Hände ausbreiten
Und wach sein, daß niemand die Rosen mir bricht.



Ernst Bolens, Aarau. Plakat für die Ausstellung der Aargauer im „Wolfsberg“ Zürich. Druck: Graph. Anstalt J. C. Wolfensberger, Zürich.

Ich bin so ruhig. Maria wird leben. Ich will wach sein,
daß Gott Maria nicht von mir nimmt

34.

Muß ich euch wieder erzählen, wie Menschen sterben? Nein. Es tut weh, darüber zu reden. Aber ich muß doch sagen, daß Maria starb. Das Fieber wollte nicht von ihr lassen. Und das Herz wollte sich nicht mehr quälen damit. Darum schwieg es. Ganz plötzlich. Ich habe nicht geweint . . . Ich bin in das Gärtlein gegangen und habe alle Rosen gepflückt — die erst knospenden, die halboffenen und die vollerblühten. Alle Rosen habe ich über Marias Bett gestreut. Viele von ihnen sind zu Boden gefallen. Was tat's? Es sind doch alle gestorben . . . Als der alte Bendener sah, daß sein Maitli tot war, schüttelte er den Kopf und machte große Augen und ging ins Wirtshaus . . . Die Tiere im Stall fingen an zu brüllen. Ich hatte vergessen, sie zu füttern. Da habe ich mich in die Lippen gebissen und bin wieder der Arbeit nachgegangen . . . Berger Bauern haben Maria zu Grabe getragen. Der Pfarrer habe eine recht schöne Predigt gehalten — so eine rechte Trostpredigt; man hätte sich verwundert, daß ich nicht mit in die Kirche gegangen, meinte der Fluri. „Ja — ja!“ sagte ich. Sonst nichts.

Ich schaffe. Ich tu's nicht mit Kraft oder Lust. Ich tu's nur, nicht weil ich muß, aber weil ich nicht anders kann. Meine Nächte sind einsam. Sie lassen mich nicht schlafen. Das Bett nebenan ist mit einem schwarzgrünen Laken überdeckt worden. In diesem Bette lag Maria, als sie lebte und als sie starb . . .

Ich war mit Maria nicht, wie ich hätte sein sollen; aber eigentlich mache ich mir doch keine Vorwürfe. Es fehlen mir die Kraft und der Wille, meine Schuld einzugestehen. Ich war nicht gut zu Maria — ich weiß das. Ich suchte Maria zu hassen — ich weiß das. Aber ich bin jetzt so müde. Ich mag mich nicht quälen. Ich lebe; aber in mir innen ist die Kraft und die Hoffnung, die zu Kraft verhilft, erstorben.

Maria ist tot. Maria trug ein Kind unter dem Herzen. Marias Kind ist tot. Es war auch mein Kind. Ich will sagen: Maria und mein Kind sind tot. Ich sage so zu keinem Menschen, nur zu mir selbst. Ich sage es oft. Es ist seltsam; es ist fast wie eine stille schöne Luft, wenn ich immer sagen darf: Maria und mein Kind sind tot — Maria und mein Kind sind tot . . . Oft habe ich auch große, ganz stille Augen, wenn ich an Maria denke, und ich habe keinen Schmerz. Ich habe auch nicht Sehnsucht . . .

Ich lebe; aber in mir innen ist viel erstorben. Viel — ich weiß nicht, was alles es ist. Dafür habe ich keine Worte . . .



Ernst Würtenberger, Zürich. Plakat für die Marnignano-Aufführungen in Morschach (1911). Druck: Polygraphisches Institut A. G., Zürich.



Edouard Vallet, Genf. Ausstellungsplakat.
Druck: Graphische Anstalt J. E. Wolfensberger, Zürich.

Ich schaffe weiter. Das Heu muß doch eingetan werden, und die Tiere wollen doch fressen. Eine Verwandte des Bendener besorgt den Haushalt. Sie hat ein runzliges Gesicht und blöde Augen und eine heifere Stimme.

Ich sitze Abende lang im Wirtshaus und mag nicht heim. Ich habe niemanden mehr daheim. Ich merke, daß ich ein Säuer werde, wenn ich mich nicht dagegen wehre. Was sagte die Mutter einst, als der Vater sich nicht mehr zu helfen wußte? „Geh' in die Berge, Jochem! Die Berge machen dich stark!“

Die Mutter hat recht. Ich will in die Berge. Ja — ja. Das ist gut. Ja, ich will in die Berge nach Wildenmatt zurück. Der Bendener flucht. Das gehe nicht, so von der Arbeit wegläufen.

„Nach dem Heuet geh' ich. Kannst mit einem Knecht weiterschaffen!“

Der Bendener will bitten.

„Ich tu's nicht! Ich bleibe nicht!“ Ich sage es hart.

Alle Abende lege ich auf Marias Grab Blumen. Vom Bendener fort, von zu Haus fort — es geht. Aber vom Grab weg, vom frischen armen Grab weg ... Was tu ich denn?

Maria und mein Kind sind tot ... Ja. Wenn der Winter kommt, kam ich der toten Maria keine Blumen mehr bringen, und der Schnee weht mir das Grab zu. Es ist besser für mich, in den Bergen weiterzuleben. Ich nehme das Bild Marias mit mir. Sie schaut mich mit großen glücklichen Augen an und sagt: „Ich bin froh, Jochem! Es muß schön sein, Mutter zu werden!“ Ich trage Marias Bild tief im Herzen, Da nimmt es mir kein Mensch — kein Schicksal ... (Schluß folgt).

Schweizer Plakatkunst.

(Schluß).

Der Wert der Plakate von Eduard Kenggli beruht im wesentlichen auf der markigen Zeichnung, den charaktervollen Konturen. Seine Farben sind weniger ansprechend. Kenggli liebt es, durch die Masse zu wirken. Seinen Raum nützt er voll aus. Das Einzelne tritt zugunsten der Gesamtwirkung zurück, so z. B. in dem Blatt, das dem Eidgenössischen Turnfest in Basel gewidmet ist (Graphische Anstalt W. Wassermann, Basel, s. Abb. S. 225) und einfach einen Ausschnitt aus einer übenden Turnerschar darstellt, ohne abgeschlossene Bildeinheit, sodaß durch Aneinanderreihen mehrerer Exemplare die Schar sich beliebig vergrößern läßt. Die Geschmacklosigkeit der durch den

Bildrand angeschnittenen Turner hätte man uns ersparen können; trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß die Kontinuität der Bewegung die Fernwirkung bedeutend steigert. Wohl das Beste von der Hand Eduard Kengglis ist sein Entwurf zur Berner Landesausstellung*). Wie sicher geht hier seine Zeichnung dem Charakter dieser prächtigen Schweizerbauern nach und wie glücklich ist die Klippe der Monotonie umgangen, die bei der Wiederholung verwandter Typen und bei der Gruppierung auf so geringer Fläche so gefährlich werden konnte!

Auch Cuno Amiet hat sich im Plakat versucht. Für das Berner Kantonsföhrenfest in Herzogenbuchsee hat er ein interessantes Blatt geschaffen (1912, Artift. Anstalt Kümmerly & Frey, Bern, s. Abb. 224). Eine Schar Schöhren zieht auf der Landschaft einem Dorf zu. Voran flattert das Bernerbanner. Und die Farben dieses Banners geben das koloristische Grundmotiv für das Ganze. Schwarz, Rot und Gelb, sowie deren Mischungen durch Ueberdruck, setzen sich zu einem sehr aufdringlichen, fast brutalen Dreiflang zusammen. Die leicht karrierende Zeichnung ist vortrefflich und vortrefflich auch

die eigenartige Anordnung. Das Ganze ist eine äußerst humor- und charaktervolle Schilderung der Berner Landschaft.

Ein geistiger Antipode von Amiet ist Jean Morax. Seine Kunst ist romanische Eleganz und romanischer Geschmack. Das Plakat für die Orpheusaufführung in Mézières**) hat trotz der äußerlichen Annäherung an griechische Vasenmalerei wenig von antikem Geiste an sich, das Grazie dieser Gestalten, ihre

* Vgl. „Die Schweiz“ XVI 1912, 137. — ** (ebd. XV 1911, 543.



Henri Claude Foretier, Genf. Plakat für die X. Nationale Kunstausstellung der Schweiz, Zürich 1910. Druck: Graph. Anstalt J. E. Wolfensberger, Zürich.